

# ADOLF MUSCHG

## Treppenrede

Was wäre, wenn? Das ist eine typische Kinderfrage – so haben wir alle einmal gefragt, als wir noch an ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten glaubten. Für das Kind im Menschen liegt dieses Land in der Zukunft, es ist ein immer noch offenes Land. Bei den Armen und Gedrückten dieser Erde verkörperte sich der Utopos in der Hoffnung auf ein real existierendes Land, in das man auswandern konnte, oder auch mußte: Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten hieß Amerika, zum Beispiel.

Oder es hieß Erez Israel, das verheißene, das gelobte Land, die ferne Heimat jenseits der Meere, das Schutz bot vor dem ungastlich, fremd, gar feindselig gewordenen Land der Herkunft. Was wäre, wenn wir da drüben ganz neu anfangen? Wenn wir selber, mit eigener Hand wieder aufbauten, was uns entfremdet und unter den Füßen weggezogen war: eine neue Erde unter einem neuen Himmel?

Junge Leute können, müssen so fragen: bei älteren Menschen kehrt sich die Frage in die Vergangenheitsform, und da nimmt sie einen melancholischen, einen hoffnungslosen Ton an: Was wäre gewesen, wenn? Wenn an diesem Ort, wo wir stehen, das Haus des Hofjuden Meyer-Rieß, das ihm der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm hinter dem damals noch unansehnlichen Brandenburger Tor geschenkt hatte – wenn es zum Ausgangspunkt einer ganz anderen Geschichte deutsch-jüdischen Zusammenlebens geworden wäre? Nirgendwo wie im Berlin Friedrichs des Großen und seiner Nachfolger zeichnete sich die Möglichkeit dazu ab. Moses Mendelssohn hätte der Vater einer Zivilisation der Toleranz – aber nein: der gegenseitigen Neugier, des kulturstiftenden Interesses werden können, einer Zivilisation, die Lessing in seinem »Nathan der Weise« vorgezeichnet hat. Die deutsche Kultur hätte die jüdische aufgenommen, in jedem Sinn des Wortes – so wie in der Musik das Orchester den Ton aufnimmt, den ihm der Konzertmeister vorgibt – der Erste Geiger, der Stimmführer: und an solchen, wahrlich, hat es unserer Kultur damals nicht gefehlt. Wer groß, wer wirklich bedeutend war an der deutschen Kultur, schöpfte seine persönliche Kultur aus dem alten Testament: dem gemeinsamen Ursprung beider großen Überlieferungen europäischen Gottes-Dienstes; und dafür mußte er nicht einmal an Gott glauben. Für Goethe war es die Ursprungsfrische der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, und des träumenden Schelmen Josef, mit dem sich – bis zu Thomas Manns Josefromanen – zwanglos auch eine Brücke zu ganz andern Kulturen schlagen ließ: der ägyptischen, dem Diensthaus, aus der das Volk Israel geflohen war und der es zugleich –

Adolf Muschg – Jg. 1934, zählt heute zu den bekanntesten Autoren der Schweiz. »Im Sommer des Hasen« (1965), »Gegenzauber« (1967), »Fremdkörper« (1968), »Mitgespielt« (1969), »Der Rote Ritter« (1993), »Sutters Glück« (2001), »Gehen kann ich allein und andere Liebesgeschichten« (2003). 1970 bis 1999 war er Professor für deutsche Sprache und Literatur an der ETH Zürich, seit 2003 steht er der Akademie der Künste in Berlin als Präsident vor.

Rede zur Eröffnung der Akademie der Künste am Pariser Platz in Berlin am Sonntag, dem 22. Mai 2005. Der Text folgt dem Manuskript.

*Frage:*

Wie gehen Sie mit den Spuren der Nazizeit im neuen Bau um?

Muschg: Man soll sie lesen, wie die Schrift an der Wand. Wo das erste Stadthaus des »Schutzjuden« Meyer-Rieß stand, modellierte 200 Jahre später das Oberbauinspektorat Albert Speers eine »judenreine« Welthauptstadt Germania. Die Treppe, über die Hitler zur Besichtigung heruntersank, ist noch erkennbar. Sie blieb nicht die letzte Spur der Barbarei. Auf dem Fußboden des »Thronsaals«, in dem Wilhelm II. sich von seiner Akademie huldigen ließ, ist noch der Grundriß der kleinen Räume verzeichnet, in denen der Grenzschutz der DDR Gefangene verhörte. Einen Mauerspringer haben sie durch das Fenster erschossen. Auch dieses Fenster ist in aller Häßlichkeit noch erkennbar. Aber die Akademie will ihren Besuchern keine Lektion erteilen. Sie ist eine einzige Einladung, die unvergangene Geschichte mit einer ganz andern zu beantworten.

Adolf Muschg:

»Wir sind verpflichtet, Grenzen zu überschreiten.«  
Interview, in: Welt am Sonntag, 15. Mai 2005.

wenn Freud recht hat – seinen Führer durch die Wüste verdankte, Moses, den Findling der Pharaonentochter.

Aber für die Zeit, die wir heute Klassik nennen, gab es noch andere Orte als Palästina, zu denen die fromme Sehnsucht fliehen konnte: etwa das Persien des »westöstlichen Divan«, oder gar das Indien der Brüder Schlegel: Auch unter einem chinesisch-deutschen Himmel, wie in einem wunderbaren Gedichtzyklus des alten Goethe, durfte ein neues Heimatgefühl erwachen, wenn es seines Ursprungs sicher war; dieser Ursprung war der Glaube an den Menschen und seine überall und immer noch mögliche Humanität.

Ich möchte imstande sein, Ihnen, liebe Gäste unserer Eröffnungsfeier, ein einziges Bild vor die Seele zu rufen, bei dem die Frage: Was wäre gewesen, wenn? nicht genug verweilen möchte: da sitzt der kleine Felix Mendelssohn, das Wunderkind, auf Goethes Schoß, und das Kind, wenn es in die Tasten greift, entführt den Alten in die Utopie der reinen Möglichkeitsform. Es war derselbe Felix Mendelssohn, der, als Nachfolger von Goethes Duzfreund Zelter, dieser Akademie ihre Musikabteilung zuführte und sie, als ihr Leiter, als ganze zu einem Klangkörper schöner Zukunftsmusik machte. Was wäre gewesen, wenn – diese Zukunft hätte stattfinden dürfen? Was wäre gewesen, wenn eine Tochter des großen Moses Mendelssohn, Dorothea, verheiratete Veit, ihren Berliner Salon in die Zukunft hätte weiterführen können, in eine offene – in eine ganz andere Zukunft der deutschen Kultur? Sie war nicht die einzige Tochter mosaikhaften Glaubens, die ihre Gute Stube, zu pompös: Salon genannt, als Pflanzstätte einer freien Gesellschaft angeboten hatte. Vor ihr hatte Henriette, verheiratete Herz, ihre Gute Stube geöffnet: während ihr Mann, er war der erste jüdische Arzt Berlins, der den Titel eines deutschen Professors führen durfte, nebenan über Kant diskutierte. Nicht weit davon versammelte Rahel Lewin das bürgerliche und das adlige Berlin in ihrer Stube. Bedeutende Frauen, aus dem gesellschaftlichen Nichts aufgestiegen, zogen eben darum einen geistreichen Verkehr ohne Standesgrenzen an. Der Star in Rahels Reich war kein anderer als der phantastische Hohenzollernprinz Louis Ferdinand, der den Kreis mit seinen erotischen Streichen ebenso in Atem hielt wie mit seinem abenteuerlichen Klavierspiel. Als er im sogenannten Befreiungskrieg gegen die Franzosen gefallen war, genoß er erst recht Kultstatus im Salon – wie auch die jung verstorbene, aber nicht nur darum vergötterte Louise, das Geschöpf aus einer andern, freigesinnten Welt auf dem preußischen Königsthron. Sie verkörperte den Geist einer Nation, die es noch nicht gab, aber warum sollte es sie nicht geben – und was wäre gewesen, wenn es sie gegeben hätte? Vor allem: Was wäre dann nicht gewesen, hätte nicht geschehen können, hätten wir, als Bürger dieses Landes, nicht mit uns machen lassen?

Die jüdischen Salonieren hatten sich taufen lassen, auch, um die Zukunft ihrer Männer – einer hieß Varnhagen von Ense – nicht zu gefährden; aber da das Paar – nach Rahels Verständnis – weniger auf den christlichen Erlöser als auf Goethes Kosmopolitismus getauft war, konnte von einer gemischten Ehe eigentlich keine Rede sein: Varnhagen, der preußische Diplomat, benahm sich ja geradezu als Nachfolger Goethes auf Erden, und dabei gehörte es zu seinen

selbstverständlichen, wenn auch als skurril bemerkten Pflichten, daß er mit dem Notizbuch hinter seiner genialen Frau Rahel herlief und ihre Sätze notierte, als wären sie ein Orakel. Sie waren – von ihren wunderbaren Briefen abgesehen – das einzige Oeuvre, das sie hinterließ: Ihr wahres Meisterwerk aber blieb die Herstellung unerwarteter gesellschaftlicher Beziehungen.

Was wäre gewesen, wenn die deutsche Gesellschaft dieses Werk treulich fortgesetzt hätte? Was für eine Pointe, daß Henriette Herz, die als einzige dieser Töchter Israels dem angestammten Glauben treu geblieben war, von ihren Verehrern geradezu als Juno, als verkörpertes Ideal griechisch-klassischer Schönheit, angebetet wurde? Ach: Die kulturellen Gene unserer Kultur waren listiger, phantasievoller, weniger wählerisch als jener Unfug, den eine vulgärdarwinistische Biologie damit trieb und zur Grundlage einer mörderischen Rassenpolitik machte. Sie hat dafür gesorgt, daß die Frage: Was wäre gewesen, wenn? zur bodenlos traurigen, hoffnungslos verspäteten Frage einer schuldigen Nation geworden ist. Sie hat – mit ihren angeblichen Unternehmungen – das Beste ihrer Kultur ausgemerzt, jenen jüdischen Beitrag, der die deutsche Kultur zu einem Zentrum der Zivilisation erhoben hätte.

Niemand konnte im 20. Jahrhundert deutscher sein als die Künstler, die der Verbindung deutscher und jüdischer Kultur eine unerschütterliche und – wie sich zeigte – selbstmörderische Treue gehalten hatten. Was ist die Sprache von »Mein Kampf« für ein Deutsch, wenn man es – der verzweifelte Ekel verbietet es sofort – neben die Sprache Franz Kafkas, Karl Kraus' oder Walter Benjamins hält? Was wäre gewesen, wenn: nein, in diesem Haus, dessen Archiv die Zeugnisse einer verstoßenen, gemordeten Generation deutsch-jüdischer Künstler aufbewahrt – in diesem Haus darf man sich das Träumen doch nicht verbieten lassen, auch wenn ein Alptraum der Barbarei dazwischen steht. Nicht einmal die jüdische Kultur ist von den Nazis so gründlich vernichtet worden wie die deutsche, denn es gab in diesem Land keinen jüdischen Kulturseparatismus, es gab eine deutsche Kultur, der Beteiligte jüdischer Herkunft zu einer neuen Seele verhalfen – einer sensiblen, auch einer schmerzempfindlichen, darum spöttischen Seele, wie in den Gedichten Heines, welcher die Nazis – unfreiwillig – auf ihre Weise gerecht wurden, wenn sie die »Loreley« zum Volkslied unbekannter Herkunft anonymisierten. Was wäre gewesen, wenn dieses Volk auf der Höhe seiner schönsten Lieder gewesen wäre, statt sie und das Volk damit im schwarzen Loch der Barbarei untergehen zu lassen?

Liebe Gäste: das ist die erste von vier Treppenreden, die ich in diesen Tagen halten muß – in einem Haus, das man auch als vervielfältigtes Treppenhaus, als gebaute Variation des Motivs Treppenrede lesen kann, das sich durch einen Zufall gewissermaßen zum Kenn- und Wahrzeichen akademischer Selbstdarstellung gemausert hat. So viel ich weiß, steht Walter Jens, nicht nur ein großer Professor, auch ein großer Praktiker der Rhetorik, am Ursprung aller Treppenreden, der einigermäßen trivial ist: Walter Jens stand – im Clubzimmer der alten Akademie – trotz seines hanseatischen Maßes nicht hoch genug, um mit seinen Worten alle Gäste zu erreichen, und da er, zu Recht, fand, daß sie alle Aufmerksamkeit verdienten – die Gäste

*Frage:*

Aber der Schock zweier Weltkriege und der ungeheure Zivilisationsbruch des Holocaust wirken doch hemmend, oder?

Muschg: Sie müßten – aber tun sie es? Die Angst der Deutschen vor sich selbst, auf die so lange Verlaß war, war eine zweiseitige Wohltat: Sie macht Trotz frei und kann Gedankenlosigkeit nicht mehr verbieten. Und Europa ist eine Schöpfung, die der Erinnerung bedarf und der Sorgfalt: Sie wird durch schwache Nähte zusammengehalten, und die einheitliche Währung trennt ebenso wie sie verbindet.

*Frage:*

Hat Adolf Muschg einen Traum?

Muschg: Um mit dem neuen Papst zu reden: ein Arbeiter zu sein im Weinberg des Herrn, auch ohne diesen Herrn. Seine Stelle nimmt bei mir Europa ein – als erster Anlauf der Menschheit zu einer nicht auf Europa beschränkten Zivilgesellschaft. Dafür kann ich wohl in Berlin mehr tun als in der Schweiz, denn daß mein Land der EU beitrifft, werde ich wohl nicht erleben.

natürlich, aber auch die Worte –, bot sich die eher unauffällige Treppe zum Obergeschoß als höherer Standpunkt an – und der Redner sorgte dafür, daß seine Rede diese Plazierung auch symbolisch rechtfertigte. So ist die Treppe gewissermaßen zur Kathedra der Akademie geworden, von der ihr eigener Standort verkündet zu werden pflegt – für die Öffentlichkeit stellt sich die Treppenrede seither umgekehrt als Forderung an die Akademie dar. Und der listige Architekt Behnisch hat es, mit seinem Treppenkunstwerk, fertiggebracht, sie gewissermaßen ad absurdum zu multiplizieren. Da er zugleich das Haus kleiner gebaut hat, als es aussieht, und da wir unsere vielen Freunde – Sie – nicht auf einmal, sondern viermal hintereinander einladen müssen und dürfen – steigert sich die Forderung der Treppenrede zur schieren Überforderung des Präsidenten. Denn der Standpunkt der Akademie – auch wenn er beweglich sein muß – verändert sich doch nicht von einem Tag auf den andern. Darum möchte ich mich darauf beschränken, in meiner Treppenrede das Programm des Abends zu erläutern und auf einem bestimmten Hintergrund auszuführen: heute also mit der, glaube ich passenden Frage: was wäre wenn? – oder, auf vergangene, unvergangene Geschichte bezogen: was wäre gewesen, wenn?

Sie hören heute Abend die Musik eines bedeutenden Komponisten, den die deutsche Kultur, bei ihrem Selbstmord im dritten Reich, zu verlieren bereit war – die Akademie nicht. Josef Tal, als Joseph Gruenthal Sohn eines Rabbiners 1910 im heute polnischen Pinne geboren, der in den Zwanzigerjahren in Berlin bei Hindemith, Tiessen, Trapp, Sachs, Kreutzer und Saal Musik studiert hat, konnte sich vor Hitler nach Israel retten und hat dort ein großartiges musikalisches Oeuvre geschaffen: heute, spät genug, wird dafür gesorgt, daß es aus dem Gedächtnis der deutschen Kultur, der er in den Jahren des Exils treuer geblieben ist als die Deutschen selbst, nicht verschwindet; daß es wieder, und für viele zum ersten Mal, erklingt. Nicht nur er durfte alt genug werden, dieses Ereignis noch zu erleben; die Deutschen sind geprüft genug, zu fassen, und als epochale Arbeit zu würdigen, was sie schon verloren hatten; ihr Verdienst ist es nicht, daß es ihnen geschenkt wird, aber es ist ein Glück; und welch ein Glück, daß sie es mit dem Komponisten zusammen noch erleben. Was wäre wenn? darf zum guten Ende gehört werden als: Es geschieht, es wird ja doch. Ein anderes Stück dieses Abends spielt auch mit dem Was wäre gewesen, wenn? Es zeigt die Begegnung Schillers, dessen 200. Todestag wir dieses Jahr feiern, ein Jahr vor seinem Tod bei Henriette Herz, der gerade verwitweten großen Dame eines Berliner Salons. Nur die Begegnung als solche ist verbürgt; ich habe mir vorzustellen versucht, was dabei gesprochen wurde, hätte gesprochen werden können, und an Ihnen, liebe Gäste, ist es dann, sich vorzustellen: Was wäre gewesen, wenn von dieser Szene eine andere deutsch-jüdische Geschichte ausgegangen wäre.

Aber gleich nach einer Rede erklingt dieses ganze Haus von einer Musik, die nicht bedeutet: was wäre wenn? sondern verkündet: es wird, es ist, es geschieht. Das ganze Haus wird klingen von der Musik eines Geistes, der Gegenwart verlangt und herstellt für seine Frage: Man darf mithören, bei Dieter Schnebel, daß sie, wie er selbst, von der Theologie herkommt und bei der schönsten Versu-

chung des Menschen endet: der Musik, einer experimentell genannten Musik, weil sie auch sich selbst der Frage unterworfen hat, die sie dem Hörer stellt: einer Frage, die keine Worte braucht, sondern das Mitschwingen der ganzen Existenz. Alle drei Werke, die Sie sehen und hören, sind Eigengewächse dieser Akademie, Arbeiten ihrer Mitglieder, zum Teil sogar für diesen neuen Raum, für diesen Tag verfaßt. Es sind Einübungen in die volle Gegenwart, weil es zugleich Fragen an unser Erinnerungsvermögens sind; Erinnerungen an das Beste und das Schlimmste, was dem Menschen möglich ist. Behnischs heitere Architektur ist, auf den Ruinen unserer und der deutschen Vergangenheit, in der Möglichkeitsform errichtet; sie eröffnet einen Raum der Freiheit, den wir nützen und, ja, auch genießen wollen. Eine Akademie, heißt es, sei ein Ort der Musen, dieser ist ein gläserner Parnaß, ein moderner Zauberberg; aber die Mutter der neun Musen hieß Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses und der Erinnerung.

Der gegenwärtigen Erinnerung ist dieser erste Eröffnungsabend unserer Akademie gewidmet. In einem späten Hymnenfragment Hölderlins erscheint der Name der Stadt, die der Mnemosyne geweiht war: Eleutherae, die freie. Ich wünsche unserem Gedächtnis alle nur mögliche Freiheit, und unserer Freiheit die nötige Erinnerung. Ich wünsche Ihnen allen einen schönen, einen spannenden ersten Abend in der neuen Akademie.

*Frage:*

Haben Sie ein  
Lebensmotto?

Muschg: Darf's noch mal  
von Schiller sein?

»Wie du dir selbst getreu  
bleibst, bist du's mir.«

Ebenda.